

Ein wirklich freier Mensch

Von Lutz Meyer

1

Ich hätte es wissen müssen. Schon früh morgens war es schwül gewesen. Und die Unwetter-App hatte es bestätigt: Von Westen kam ein Tief auf, schwere Gewitter und Sturm drohten. Aber es war unser letzter Ferientag und so brachen Elisa und ich gleich nach dem Frühstück zu unserer Wattwanderung auf. Allein übrigens, ohne Führer. Denn wir hatten einiges zu bereden. Zwischen uns lief es in letzter Zeit nicht allzu gut. Wir waren seit drei Jahren ein Paar. Kennengelernt hatten wir uns an der Schule, an der wir beide unterrichteten. Elisa Philosophie und Deutsch, ich Mathe und Physik. Ich war nach meiner Scheidung und meinem Umzug neu ins Kollegium gekommen. Wir hatten beide schon mehrere gescheiterte Beziehungen hinter uns, dieses Mal schien aber alles anders zu werden.

Wir verstanden einander perfekt: Bestellten beim Italiener die gleiche Pizza und den gleichen Wein, mochten die gleiche Musik, fühlten uns in der Natur wohler als in der Stadt, waren gern an der Nordsee und lebten abseits vom Trubel. Kinder hatten wir keine und wollten wir auch nicht. Jedenfalls ich nicht. Oder ich mehr als sie nicht. Vielleicht war das der Grund, warum es in letzter Zeit schwierig geworden war. Sie ging auf die vierzig zu (die ich längst hinter mir hatte) und sie schien, was Kinder anging, seit drei, vier Monaten deutlich andere Vorstellungen zu entwickeln als zu Beginn unserer Beziehung. Mir passte das natürlich nicht. Ich hatte mich im Leben mit ihr eingerichtet und fühlte mich wohl. Ich mochte meine Freiheit. Unsere Freiheit. Diesen Nordsee-Urlaub wollten wir nutzen, um das alles in Ruhe zu klären.

Sie aber war gleich am ersten Abend unseres Urlaubs bei Kerzenlicht und Rotwein zur Sache gekommen: „Ich will ein Kind. Jetzt.“ Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Ich erinnerte sie daran, wie schön und reich unser Leben ohne Kinder sei. Wie wichtig doch auch ihr ihre Freiheit sei. Reisen können, unabhängig sein, das Leben genießen. Aber alles Reden half nicht. Sie wurde abweisend, sprach davon, dass Kinder zum Leben dazu gehören. Fehlte nur noch, dass sie mich daran

erinnert hätte, dass es ohne künftige Rentenbeitragszahler nun einmal nicht ginge und wir nicht so egoistisch sein dürften. Die Stimmung zwischen uns glich bald der Lage, die wir jetzt bei unserem Ausflug ins Watt hatten – Unwetter lag in der Luft. Ich hoffte, es würde sich verziehen.

Verdrossen stapften wir nebeneinander durchs Watt, dem ablaufenden Wasser nach. Wie passend, dachte ich, da laufe ich der Ebbe und gleichzeitig unserem alten Leben hinterher und beschwöre ein Zusammensein, dass es wohl nie mehr geben wird zwischen uns. Alles weg wie das Wasser. Doch das Wasser würde wiederkommen. Unser altes Leben wohl nicht.

Bald waren wir so weit draußen, dass rings um uns nichts anderes mehr zu sehen war als Watt und Himmel und einige Möwen. Der Deich hinter uns war längst verschwunden. Weit vor uns im Westen am Horizont eine im Dunst mehr erahnbare als sichtbare dunkelblaue Linie, die jedoch bei jedem erneuten Hinsehen ein wenig stärker, dunkler und gewisser geworden war. Bald war sie ein dreifingerbreiter Streifen, kurz darauf bedeckte sie als schwarzblaue Wolkenwand schon das untere Drittel des Himmels. Kein Zweifel, das war wohl das angekündigte schlechte Wetter.

Wir verlangsamten unsere Schritte, blieben schließlich stehen. Der Front weiter entgegentzulaufen schien keine gute Idee zu sein. „Sollen wir nicht lieber umkehren?“ Ach, Elisa, wie gern würde ich umkehren. Mit dir. Ins alte Leben zurück. Ohne Kinder. Umkehren: Würdest du das doch auch über uns beide sagen, dachte ich.

Ich sagte aber nur: „Zu spät. Das Unwetter ist schneller als wir. Wir sind mindestens eine Stunde vom Land entfernt.“ „Dann lass uns laufen. Ich habe Angst.“ Elisa hatte schon immer Angst vor Gewittern gehabt, auch wenn man sicher zu Hause oder im Auto saß. Hier draußen musste es hundert Mal schlimmer sein für sie. Wie zur Bestätigung war das erste Donnergerollen zu hören. Sie erstarrte. Eine starke Windböe fegte uns ins Gesicht.

Ich sah mich um. Ein paar Hundert Meter weiter nach rechts lag einer der Hochsande – Keimzellen künftiger Inseln. Und auf dem Hochsand war eine Rettungsbake für Schiffbrüchige. Schiffbrüchige wie uns. Ich sah sie auch schon. Die mussten wir erreichen. „Komm, andere Richtung, wir laufen.“ Der Wind erreichte innerhalb von Minuten Sturmstärke und kam jetzt von

der Seite, während wir durch das aufspritzende Wasser auf den Hochsand zurannten.

Die Rettungsbake erwies sich zum Glück nicht als eines dieser wenig vertrauenerweckenden kleinen käfigartigen Dinger, die man heute überall im Watt herumstehen hat, sondern als solides hölzernes Ungetüm – von einem Leuchtfeuer gekrönt und mindestens 15 Meter hoch. Auf halber Höhe, die man mithilfe einer Leiter erreichen konnte, war die eigentliche Schutzhütte – eine Bretterbude, von außen einem primitiven hölzernen Geräteschuppen nicht unähnlich.

Wir rannten auf das Bauwerk zu – an Schildern vorbei, die Touristen das Betreten des Hochsandes strengstens untersagten, weil man hier im Naturschutzgebiet der Natur freien Lauf lassen wollte, von Menschen ungestört. Aber in diesem Moment waren wir ja keine Touristen mehr, sondern verirrte Wanderer in einer Notlage und sogar Opfer der Natur, vor der wir dringend Schutz benötigten. Wir erreichten die auf rund einem Dutzend tief in den Sand gerammten Eichenpfählen errichtete Schutzhütte mit dem ersten Schwall eines eisigen Hagelschauers.

Oben angekommen, waren wir schon durchnässt. Die Hüttentür wurde uns beim Öffnen von einer Böe fast aus der Hand gerissen. Es war nicht einfach, sie hinter uns wieder zuzuziehen. Aber dann waren wir drin.

Ich sah mich um: zehn, vielleicht zwölf Quadratmeter nacktes Holz. Glühbirne an der Decke, eine Notrufsprechanlage an der Wand, ein Heizlüfter und eine Kiste Mineralwasser, daneben eine Kiste mit Notproviant. Ein Blechschrankchen mit einem roten Kreuz darauf. Direkt darüber ein weiteres Blechschrankchen mit der Aufschrift „Signalpistole & Leuchtpurmunition“. Auf einem Regalbrett in Kopfhöhe mehrere Wolldecken.

Ich zog mir die nassen Klamotten aus. Elisa tat es mir gleich. Wir rubbelten uns mit einer der Wolldecken trocken, um uns danach mit je einer weiteren trockenen Decke einzuhüllen. Ich schaute durch ein kleines Fenster nach draußen, wo mittlerweile der Weltuntergang eingesetzt zu haben schien. Weiße Schaumkronen auf der grauen See, erste Wellen umspülten schon die Pfähle. Der Sturm musste mittlerweile in Böen Orkanstärke erreicht haben. Dazu Sturzregen und ein heftiges Gewitter direkt über uns. Die Hütte erzitterte bei

jedem Donnerschlag. Eigentlich war es hier drinnen ganz gemütlich. Fand ich wenigstens. Elisa hingegen zitterte wie die Hütte und hatte sich fest in die Decke eingewickelt. Ich verspürte Hunger und untersuchte die Kiste mit der Notration. Zum Glück keine dieser mit Vitaminen und Eiweißen aufgeschwemmten Breipäckchen aus dem Fachhandel für Outdoorextrémisten, sondern Schokolade, Marmelade, Knäckebröt und Tuben mit der Aufschrift „Käseschmelzcreme“. Ausreichend für drei Tage bei vier oder fünf Leuten. Gewiss keine Gourmet-Mahlzeit, aber für die nächsten Stunden würde es reichen. Für den Notfall konnte man ja immer noch Hilfe von Land herbeikommen lassen – wozu gab es den Notruf und die Signalpistole? Und länger als einen Tag würde das Wetter wohl nicht so bleiben. Vermutlich würden wir uns bald schon auf den Rückweg machen können. Ich hatte mir gerade ein paar Knäckebröt mit Käseschmelzcreme bestrichen (Elisa knabberte lieber einen Riegel Schokolade), als plötzlich die Tür auflog. Elisa schrie auf, selbst ich erstarrte vor Schreck. Was in der Tür stand, sah auf den ersten Blick so aus, wie man sich den Klabautermann persönlich vorstellen möchte. Oder eine dieser Schreckensgestalten aus *Fog*, *Nebel des Grauens*. Fehlte nur die Hakenhand.

Tatsächlich hatte der Neuankömmling aber wohl auch bei unserem Anblick einen Schrecken bekommen. Auf den zweiten Blick sah er eigentlich ganz normal aus. Er überlegte nicht lange, kam rein und zog die Tür schnell wieder hinter sich zu. „Hoffe, ich störe euch nicht. Aber ich hatte da draußen“ – ein vages Kopfnicken Richtung aufgewühlte See – „etwas Pech mit meinem Boot. Ich heiße übrigens Bengt.“ „Ich bin Philipp. Und das ist - - -“.

Ehe ich Elisa vorstellen konnte streckte sie dem Neuankömmling schon ihren nackten Arm entgegen: „Elisa. Nein, du störst überhaupt nicht. Im Gegenteil. Aber jetzt zieh dir erst mal deine nassen Klamotten aus. Hier...“ Sie erhob sich und warf auch Bengt eine Wolldecke zu. Er hockte sich, ebenfalls mit umgehängter Decke, zu uns. „Jetzt fehlt nur noch ein kleines Feuerchen hier zur vollendeten Neandertaler-Höhlengemütlichkeit.“ Irritiert bemerkte ich, dass Elisa – meine Elisa – den Neuankömmling mit viel freundlicheren, ja wärmeren Blicken bedachte als mich in den letzten Tagen. Und jetzt ließ sie sogar die Wolldecke ein Stückchen von ihrer nackten Schulter gleiten und entblößte dabei für eine Sekunde ihre rechte Brust.

Vor meinem inneren Auge spielte sich einen verstörenden Moment lang eine Szene ab, in der ich sah, wie die Neandertaler-Höhlengemütlichkeit sich wohl entwickeln mochte, wenn Elisa ihren Kinderwunsch plötzlich nicht mehr an mich, sondern an den Neuankömmling adressierte. Er war jünger als ich, sah auch ganz gut aus. Doch der Neue schien die wie zufällig dargebotene nackte Haut zu übersehen.

Elisa schubste ihm die Proviantkiste rüber. „Du musst Hunger haben! Wo kommst du her? Erzähl doch mal!“ „Wenn er isst, kann er doch nicht erzählen. Lass ihn doch erst einmal zur Ruhe kommen und satt werden“, brummte ich unwirsch – hoffend, dass der Neuankömmling sich den Bauch vollschlagen würde mit allem, was da war, und danach für die nächsten zwölf Stunden schlafen würde. Ich würde das dann ausnutzen und schnellstens mit Elisa in Richtung Land verschwinden. Elisas Interesse an ihm erinnerte mich nämlich an unser eigenes Kennenlernen – nicht, dass ich damals auch mit meinem Boot gekentert wäre und danach halbnackt mit ihr auf dem Fußboden gesessen hätte – aber ihr neugieriges Fragen, ihre überweit aufgerissenen Augen, als würde sie erwarten, aus seinem Munde gleich tiefster Einsichten über das Universum teilhaftig zu werden, das war genau dasselbe, was mich vor gut drei Jahren auf Anhieb für sie eingenommen hatte: Eine Frau, die sich für einen Mann brennend interessiert.

Auch Bengt schien ihr Interesse jetzt zu gefallen. Schon nach dem ersten Bissen begann er zu erzählen: „Tja, eigentlich wollte ich nur einen kleinen Probetörn mit meinem neuen Segelboot machen. Was heißt neu, gerade gebraucht gekauft. Hab dabei wohl das Wetter aus den Augen verloren. Eigentlich kenne ich das Wattenmeer nämlich ziemlich - - -“ Er kam nicht dazu, seine Erzählung zu beenden. Denn schon wieder flog die Tür auf.

Herein stolperten mit einem Schwall salziger Nässe drei weitere Menschen. Hatte Bengt im ersten Moment auf mich gewirkt wie der wilde Wiedergänger eines vor hundert Jahren mutwillig auf das Riff gelockten Schiffers, so erinnerten mich die drei augenscheinlich noch sehr jungen Leute (zwei Jungs, ein Mädchen), die jetzt den langsam eng werdenden Raum zusätzlich bevölkerten, an verlorene Partygäste, die morgens um fünf vom Gastgeber hinausbefördert worden waren und nun im Regen auf den ersten Bus warteten, der leider erst um acht Uhr fahren würde. Sie waren jung, sie waren nass und blinzelten uns fragend an, als wären nicht sie in unser, sondern

wir überraschend in ihr Leben getreten. „Macht doch bitte erstmal die Tür zu, es wird nass hier drin. Und was macht ihr hier draußen bei diesem Wetter?“

Bengts Frage klang leicht ironisch, vermutlich waren sie wie wir verirrte Wattwanderer oder mit der Jolle oder einem Schlauchboot aufgelaufen. Doch einer der Neuankömmlinge, ein Jüngling mit dunklen Locken und John-Lennon-Nickelbrille, auf der noch die Wassertropfen standen, antwortete völlig ernst: „Wir sind Klimaaktivisten.“

Hätte er gesagt, dass sie auf einem Sponsorenmarsch für die Rettung der letzten burmesischen Waldelefanten seien, hätte ihre Selbstdeklaration nicht befremdlicher wirken können, hier weitab von allem und dann auch noch bei diesem Unwetter. Niemand sagte was. Nickelbrille interpretierte das offenbar als bewundernde Anerkennung und nickte selbstzufrieden in die Runde.

Zu selbstzufrieden, wie ich fand. „Oh, das klingt spannend. Wollt ihr hier etwa demonstrieren?“ Kaum hatte ich das mit etwas süffisantem Unterton gesagt, bemerkte ich, wie Elisa mir wütende Blicke zuwarf. Das Mädchen aus der Gruppe, eine Hagere mit roten wirren Haaren, ging mich sofort an: „Ach, du nimmst wohl den Klimawandel nicht ernst, was?“ Sie machte eine Pause und fuhr triumphierend fort: „Dabei hast du das alles da draußen doch angerichtet!“ Sie wies mit der ausgestreckten Hand ins Ungewisse jenseits der Bretterwand.

Ich war verblüfft: „Du meinst, ich habe das Mistwetter da draußen gemacht? Hältst du mich für einen indianischen Regentänzer oder was?“

Auch der Dritte wandte sich mir nun zu, ein asketisch wirkender Typ mit rasierter Glatze und Ziegenbärtchen: „Ja. Du und dein SUV, dein Ski-Urlaub, deine Klamotten aus Fernost, deine feinen Rindslederschuhe. Du gierst doch nach immer mehr. Du mit deiner überzogenen Lebensweise bist schuld!“ Er hatte seine Worte weniger gesprochen als vielmehr in meine Richtung ausgespien. Ich sah die drei, die vor mir standen und mich umringten wie Kannibalen ihr nacktes wehrloses Opfer, an – in denkbar ungünstiger Position für eine etwaige Gegenwehr, denn ich saß noch immer auf den Boden, mein Gesicht in unerfreulicher Reichweite ihrer Füße.

Doch anstatt angesichts ihrer klischeehaften Vorstellungen über meine Lebensumstände genau das zu tun, was dem

Klügeren gern nachgesagt wird – nämlich nachzugeben oder wenigstens zu schweigen – war mein Widerspruchsgeist geweckt. „Meine Lebensweise? Was weißt denn du von mir? Gar nichts! Geht euch auch gar nichts an! Ich mach was ich will. Und so wie ich das sehe, ist mein Tun und Lassen dem Klima ziemlich egal. Aber immerhin habe ich drauf verzichtet, Kinder wie euch in die Welt zu setzen!“

Gut, das hätte ich vielleicht nicht sagen sollen. Nicht jetzt. Nicht wegen denen, sondern wegen Elisa. Zwischen Nickelbrille und Ziegenbärtchen konnte ich Elisas Gesicht sehen. Die war nicht mehr nur sauer, in ihren Augen glühte der pure Hass. Nicht etwa auf die vorlauten jugendlichen Störenfriede, sondern auf mich. Und war sie eben nicht ein Stückchen weiter an Bengt herangerutscht?

Nickelbrille schien der sanftmütigste der drei Neuankömmlinge zu sein. Er ließ sich vor mir im Schneidersitz nieder und sah mir in die Augen. „Denkst du echt, du könntest gegen die Natur leben?“ Ein weiterer Donnerschlag ließ die Bretterbude erzittern. Der Regen trommelte auf das Dach wie Maschinengewehrfeuer.

„Gegen die Natur? Habe ich das so gesagt?“ „Du nutzt deine Freiheit doch um das zu tun, was du willst. Ohne Rücksicht auf andere.“, unterstellte er mir. „Nun, das ist doch gerade Freiheit: Ich kann tun, was ich will.“ „Was ist denn mit den Menschen, die unter deinem Freiheitsdrang leiden? Zum Beispiel die Menschen in Afrika? Die sind dir egal?“

Ich sah zu Elisa herüber. Sie guckte mich ernst an und nickte. Ich schwieg. Darüber hatte ich noch nicht abgedacht – zu abstrus erschien mir die Vorstellung, dass irgendwer im fernen Afrika unter meiner Vorstellung von Freiheit leiden könnte.

In mir kam nun der Pädagoge durch. „Pass mal auf, ja? Jeder Mensch ist frei geboren. Und ist er es nicht und möchte er frei sein, kann er sich befreien. Vielleicht nur, indem er sich mit anderen zusammentut. Auch darin ist er frei.“ Das war schon immer meine innere Überzeugung gewesen: Jeder ist seines Glückes – oder Unglückes – Schmied. So oder so sollte man sich alle Versuche, einem in dieses existenzielle Schmiedehandwerk hineinzupfuschen, verbitten. „Aber diese Freiheit ist doch ungleich! Du bist reich, die anderen sind es nicht!“, insistierte der Junge.

Ich reich? Ich überlegte kurz, ihm vorzurechnen, wie viel – oder wenig – man als Lehrer wirklich verdiente, ließ es aber. Stattdessen schaltete sich nun Elisa, die ja immerhin Philosophie unterrichtete und sich augenscheinlich mehr für das Grundsätzliche und Allgemeine zuständig fühlte als ich, in die Diskussion ein. „Also ich meine auch, dass Freiheit, die sich nicht selbst zügelt, nur in die Anarchie führt – in den Kampf aller gegen alle.“

Ich verdrehte die Augen. „Und deshalb braucht Freiheit selbst auferlegte Unfreiheit? Weil ich die Freiheit nicht aushalte, gehe ich freiwillig in ein selbst errichtetes Gefängnis? OK, wenn du recht hast, Elisa, wer gibt mir das Maß für die Unfreiheit? Werden nicht immer irgendwelche Leute wie die da“, ich wies mit dem Kinn auf die drei Klimaaktivisten, „mir vorschreiben wollen, was ich alles nicht darf? Und werden sie nicht immer mehr freiwillige Unfreiheit von mir verlangen? Tu dies, verzichte auf jenes? Danke. Der Staat macht mir schon genug Vorschriften, die mich auf Schritt und Tritt einengen. Das reicht. Da brauche ich nicht noch die da.“

Nickelbrille ließ nicht locker: „„Komm doch mal klar. Du musst doch einsehen, dass deine Lebensweise unseren Planeten zerstört. Du gräbst dir damit doch selbst das Wasser ab, von dem du lebst. Wenn das Benzin alle ist ...“ „...werde ich ganz einfach mit Wasserstoff oder sonst einer Energieform weiterfahren – wo ist das Problem? Wir Menschen haben bislang noch für jedes Problem eine Lösung gefunden, oder?“

„Es geht doch nicht nur um den Ressourcenverbrauch, Mann, kapiert das doch endlich!“ Die Rothaarige mischte sich ein. „Wir sind zu viele auf diesem kleinen Planeten. Wir werden immer mehr. Und wir machen immer mehr Müll. Schau dir doch an, wieviel Müll allein du schon machst. Jeden Tag. Garantiert zehnmal so viel Müll wie wir drei zusammen. Müll, der anderen eine saubere Umwelt nimmt! Und außerdem: Schon mal darüber nachgedacht, dass andere, damit du so leben kannst, wie du lebst, hart arbeiten müssen, vierzehn oder sechzehn Stunden am Tag? Unter absolut menschenunwürdigen Lebensumständen? Sogar Kinder!“

„Ja, genau“, entgegnete ich, „Kinder. Da sagst du was. Es sind doch vor allem Kinder, die im Kongo die seltenen Erden für dein Smartphone ausbuddeln. Und wo wir schon bei den Dingen sind: Ich sehe eure Generation praktisch nie ohne. Schon mal darüber nachgedacht, wie viele Serverfarmen weltweit am Start

sind, damit ihr rund um die Uhr im Internet surfen, uploaden, downloaden, streamen, liken, posen, kommunizieren und daddeln könnt? Es ist eure freie Entscheidung, die Dinger zu nutzen oder es zu lassen – und ihr entscheidet euch alle dafür. Mir aber wollt ihr vorschreiben, welches Auto ich zu fahren habe, wie ich meinen Urlaub verbringe und was ich essen darf? Jetzt kommt ihr mir bestimmt auch noch mit der Veganernummer – von wegen Tierrechte und umweltschädlicher Fleischkonsum, oder?“

Nun war wieder Ziegenbärtchen an der Reihe. Er ballte aggressiv die Fäuste. „„Du machst dich gerade mega über uns lustig! Wenn wir erst an der ...“ „Ha!“ unterbrach ich ihn. „Wenn ihr erst an der Macht seid? Wolltest du das sagen? Genau das meine ich doch! Dann gibt’s wahrscheinlich die Dauerüberwachung bis in die letzte private Ecke wie in China. Mensch, Kinder, versteht es doch: Ihr versklavt euch selbst an blödsinnige Ideen und verlangt von allen anderen, dass sie es euch gleichtun! Und überhaupt: Die Natur interessiert sich einen Scheiß für euch! Sie dankt euch euren Einsatz für sie nicht! Irgendwann kommt mal wieder eine globale Eiszeit um die Ecke oder ein Meteorit schlägt ein oder alle Vulkane brechen gleichzeitig aus oder tödliche Viren breiten sich über den gesamten Planeten aus – das ist die Natur! Ein Monster! Der Mensch ist dann weg, sofern er es nicht bis dahin auf einen anderen Planeten geschafft hat. Irgendwann geht’s aber wieder weiter mit was anderem. Und auch das wird wieder verschwinden. Arten kommen, bleiben eine Weile, verschwinden. Es interessiert sie nicht die Bohne. Im Einklang, nein: in Harmonie mit der Natur leben, was für ein Blödsinn! Geht mal an einem friedlichen Sommermorgen raus auf eine Wiese – und schaut euch mal genau an, wer da gerade alles wen auffrisst: Spinnen, Fliegen, Würmer, Heuschrecken, Milben, Käfer – jeder frisst jeden. Das Leben ist ein pausenloses Blutbad, immer und überall. Die Natur ist brutal, purer Überlebenskampf...“

Nickelbrille blieb hart: „Wir sind keine Käfer, Mann. Wir müssen uns nicht gegenseitig auffressen. Wir sind Menschen. Intelligente Menschen. Wir können entscheiden, was richtig ist! Wir können entscheiden, wie wir zusammen und mit der Natur leben wollen – frei entscheiden!“ Nickelbrille schien am weitesten nachgedacht zu haben von den dreien. Aber nicht weit genug für mich.

„Im Letzten sind auch wir nur Tiere, mein Freund. Raubaffen. Intelligente Raubaffen meinerseits. Aber doch Raubaffen. Ich finde das jetzt übrigens ziemlich arrogant von dir, dass du dich und deine Freunde so über die Käfer erhebst!“

Ziegenbärtchen und die Rothaarige schoben sich etwas dichter an mich ran. Die struppigen Fussel an Ziegenbärtchens Kinn zitterten empört. Die Rothaarige schien mich mit der Kraft ihrer Blicke verbrennen zu wollen. Ich spürte das Adrenalin auch in mir ansteigen.

„Hey, Leute, nun mal ruhig... Wir sitzen doch gerade alle im selben Boot...“ Bengt erhob sich, die Decke rutscht sicher um die Hüfte geknotet, als wäre er in der Sauna und wollte irgendwas über den Aufguss sagen, die Hände begütigend erhoben. Es gelang ihm tatsächlich, die Gemüter ein wenig zu beruhigen. Gut so – nicht auszudenken, wenn Ziegenbärtchen und die Rothaarige gemeinsam mit Elisa beschlossen hätten, mich bei dem Wetter vor die Tür zu setzen. Elisa blickte zu Bengt auf. Ich kannte diesen Blick, oh ja. Früher einmal hatten solche Blicke mir gegolten. Ich war verunsichert. Vielleicht sollte man doch lieber mal Hilfe von Land rufen? Ich stand auf und ging zur Notrufsprechanlage.

Der Notruf schien so ähnlich konstruiert zu sein wie man es aus Fahrstühlen kennt. Bleibt man stecken, drückt man einen Knopf. Dann reagiert, wenn man Glück hat, bei der Hausverwaltung jemand und man kann ihm erzählen, dass man steckengeblieben ist. Hat man richtig viel Glück, hilft er einem sogar. Ich drückte – und hatte kein Glück. Denn statt einer freundlich besorgten oder zur Not auch gelangweilten Stimme kam gar nichts. Nicht einmal ein Rauschen. „Tot.“

Ich öffnete die Blechkiste an der Wand mit der Aufschrift „Signalpistole & Leuchtpurmunition“. Eine klobige Signalpistole fiel mir entgegen, ich fing sie gerade noch auf. Daneben ein Päckchen mit dem Aufdruck „Leuchtpurmunition“. Es war leer. So sah also die Fürsorge des Staates für seine steuerzahlenden Bürger aus: Alles nur vorgetäuscht. Hilfe wurde nicht geleistet. Schaut man näher hin, ist die Schachtel immer leer. Machte man denen später Vorwürfe, wurde man wahrscheinlich noch verhöhnt. Oder bekam gleich eine Anzeige wegen unerlaubten Betretens des Naturschutzreservats oder sonst was.

Ingrimm packte mich. Ich ließ das nutzlose Zeug zu Boden fallen. Elisas Blick hat sich von Hass zu Verachtung gewandelt. Ich tat so, als würde ich nicht sehen, dass ihre Hand mittlerweile in Bengts lag.

„Tja, Leute“, stellte ich fest, „sieht so aus, als müssten wir auf besseres Wetter warten. Uns hilft hier keiner. Auch Smartphones haben hier draußen keinen Empfang.“ Niemand sagte etwas.

„Ich muss mal. Wo ist denn hier die Toilette?“ Die Rothaarige sah sich suchend um. Hielt sie in ihrem Wahn etwa nach der Tür zum Sanitärtrakt Ausschau? Ich sah sie an: „Du hast Glück, das ist hier alles total klimaneutral. Häng deinen Hintern einfach zur Tür raus!“ Sie guckte hilflos von einem zum anderen. Ihre Augen blieben zuletzt an Bengt hängen, dessen erfolgreiche Friedensmission ihn offenbar in ihren Augen vertrauenswürdig genug erscheinen ließ, um in dieser heiklen Situation Rat zu wissen. Doch Bengt enttäuschte sie: „Ich sehe leider auch keine andere Möglichkeit, tut mir leid...“.

Die Rothaarige musste offenbar wirklich dringend. Jedenfalls öffnete sie die Tür (bei der Gelegenheit kam sofort ein weiterer nasser Guss hereingeblasen) und versuchte sich tapfer auf den oberen Leitersprossen in Position zu bringen. Eine brüllende Böe erfasst sie. Man sah nur noch ihre herumwirbelnden Arme – sie wurde von der Leiter gerissen und stürzte aus fünf oder sechs Metern Höhe auf den Sand, wo sie sogleich von der Brandung erfasst und fortgerissen wurde: Ihre Schreie waren bis hier oben zu hören.

Ihre beiden Freunde stürzten sofort an die Tür, wo der Sturm bedenklich auch an ihnen zerrte, und schrien verzweifelt ihren Namen (Lea? Lia? Lena?). Dann zu uns gewandt, voller Panik: „So tut doch was!“ „Und was? Viel zu gefährlich. Die ist verloren...“ Ich machte eine kleine Pause. „Doch ist es nicht so, dass jeder zusätzliche Mensch auf dieser Erde einer zu viel ist? Hat sie eben selbst noch gesagt.“ Die beiden Jungs schienen nicht mehr in Streitlaune zu sein. Sie waren am Boden zerstört.

Bengt und Elisa – ja, zum ersten Mal fasste ich die beiden als Paar ins Auge, was mich mit einem Mal erstaunlich kalt ließ – waren schockiert. Ich hingegen sah das alles mit abgeklärtem Blick: Man sollte tun, was man will oder muss, aber die dabei entstehenden Risiken kennen und nicht unterschätzen. Leider

dachte ich das nicht nur, sondern sagte es auch halblaut vor mich hin – laut genug, dass Elisa es hörte.

Sie stürzte nun mit einem wütenden Aufschrei auf mich zu, verlor nicht nur die Contenance, sondern auch ihre Decke und schlug nackt mit beiden Fäusten auf mich ein. Bengt kam von hinten, packte sie und zog sie von mir weg und nahm sie in den Arm, wo sie sich heulend an ihn schmiegte. „Danke“, sagte ich zu Bengt. „Da seht ihr was ich meinte vorhin: gewaltbereite Raubaffen.“ Elisa schluchzte laut. Bengt schaute mich angewidert an. Die beiden Klimaaktivisten sagten gar nichts mehr. Sie ließen die Köpfe hängen. Ihr Kampfgeist war wie fortgeblasen. Es braucht nur eine kleine Krise wie so einen Sturm, dachte ich bei mir, und schon sieht man viel deutlicher, mit wem man es zu tun hat.

Ich hatte mir mittlerweile meine immer noch nassen Sachen wieder angezogen. Nackt unter einer Decke kam ich mir zunehmend schutzlos vor angesichts dieser feindseligen Stimmung. Ich ging zur Wand rüber und inspizierte den Verbandskasten – Kohletabletten, Aspirin, Verbandszeug ... und, ach, da lag sie: die Leuchtspurmunition, die im dafür vorgesehenen Kasten gefehlt hatte. Gut, dachte ich, auch Munition kann ein Heilmittel sein. Vielleicht sogar ein Allheilmittel.

Ich hob die Signalpistole auf, die immer noch auf dem Boden lag, und lud sie. Elisa starrte mich entsetzt an – dachte sie etwa, dass ich sie nun für ihren Verrat bestrafen wollte? Einen Augenblick starrte ich mit gespielter Bösigkeit zurück, dann schob ich die Signalpistole in den Hosenbund. Und öffnete die Tür.

„Wo willst du hin?“ Elisa folgte mir zur Tür. „Da rauf.“ Ich wies zur Leiter, die zur oberen Plattform führte. „Ich werde jetzt versuchen, irgendwen auf unsere Situation aufmerksam zu machen. Einen Krabbenfischer. Ein Containerschiff. Ein russisches Atom-U-Boot. Ganz egal. Damit man uns hier wegholt.“ Der Sturm hatte für den Augenblick etwas nachgelassen, sehr gut, dann würden die Leuchtkugeln wenigstens weit genug aufsteigen. Ich stand auf dem Bretterboden der oberen Plattform, hielt mich mit einer Hand am Geländer fest. Unter meinen Füßen konnte ich das Dach der Hütte sehen. Und darunter das immer noch den Hochsand überspülende tobende Meer. Ich hob die Signalpistole gen

Himmel und drückte ab. Nichts. Verklemmt. Angerostet. Unbrauchbar.

Elisa war mir gefolgt. Wohl in der vagen Hoffnung, dass mich nun ebenfalls eine Orkanböe packen und vor ihren Augen in den tosenden Ozean schleudern möge. Ich fand, dass sie in diesem Moment in ihrer Wut richtig gut aussah, mit der wehenden Decke als Umhang, dazu flogen ihr die Haare wild um den Kopf. Ich spürte plötzlich, wie sehr ich sie doch liebte. Ich würde es ihr sagen. Gleich. Doch erst das Notsignal abfeuern.

Sie beobachtete mich, wie ich die Pistole ungeduldig in meinen Händen drehte, am Abzug herumfummelte und das Ding immer wieder auf das Geländer schlug. Das letzte was sie sah, war wahrscheinlich der Lichtblitz der Entladung. Der letzte Schlag mit der Pistole auf das Geländer hatte die Verklemmung gelöst, die Leuchtschurmunition traf sie aus zwei Metern Entfernung. Die Decke, in die sie noch immer eingehüllt war, stand sofort in Flammen. Ehe ich die Decke wegreißen konnte, stürzte Elisa schreiend 15 Meter tief in den Abgrund. Der weiße Schaum der Brandung hatte sie schon verschlungen, als entsetzt runterschaute.

Nur einen Augenblick später kam Bengt die Leiter hinaufgestürzt. „Was hast du getan? Was hast du getan? Was hast du getan? Ich bring dich um!“ Er schrie mich an, schien gar keine Antwort zu erwarten. Ihm zu erklären, dass es ein tragisches Ereignis gewesen und ich absolut unschuldig sei, erschien mir sinnlos. Er warf sich auf mich, wollte mir die Signalpistole entreißen. Er zerrte an ihr, ich zerrte an ihr. Eine weitere Leuchtkugel verließ den Lauf und explodierte mitten in seinem Gesicht. Er taumelte rückwärts über das Geländer, schien kurz in der Schwebe zu bleiben. Dann stürzte auch er hinab.

Ich starrte ins Nichts. Drei Menschen waren tot. Ich war daran nicht ganz unbeteiligt gewesen. Doch ich bin kein Mörder. Ich bin ein total friedlicher Mensch und will eigentlich nur meine Ruhe. Doch wer würde mir glauben? Die beiden überlebenden Klimaaktivisten? Wären sie geeignete Zeugen der Verteidigung in einem möglichen Gerichtsverfahren? Ich zweifelte. Doch ich wollte wenigstens versuchen, vernünftig mit ihnen zu reden. Ich stieg, die Signalpistole noch in der Hand, die Leiter hinab. Die beiden hatten irgendwie zur Hälfte mitbekommen, was passiert war, hatten wohl die lodernden Körper hinabstürzen sehen und sahen mich nun auf sie zukommen. Sie konnten einfach nicht

klar denken, sie sahen in mir den durchgeknallten Irren, der nicht an den Klimawandel glaubte, einem teuflischen Freiheitsbegriff huldigte und überdies gerade zwei Leute bei lebendigem Leib abgefackelt hatte. Ein egoistisches, kaltherziges, mörderisches Riesenarschloch par excellence. Das war ich in ihren Augen. Sie verfielen in nackte Panik, stolperten übereinander – und stürzten beide von der Plattform in die schäumende See. Ich war erschüttert. Nickelbrille hatte ich zuletzt fast schon ein wenig gemocht. Netter Typ. Die Nacht verbrachte ich allein in der Notunterkunft.

Am nächsten Morgen war der Sturm vorbei. Ich stand auf. Die See war ruhig, der Himmel klar. Zeit, aufzubrechen. Doch zuvor räumte ich ein wenig auf und bereitete mir ein Frühstück mit der restlichen Käseschmelzcreme und drei Tafeln Schokolade (mir verdirbt so leicht nichts den Appetit). Dann stieg ich von der Rettungsbake runter. Bald hatte ich das Ufer des Hochsandes erreicht, vor mir das Watt. Zu meiner Rechten bemerkte ich ein Schlauchboot mit Blaulicht und zwei Mann Besatzung. Es kam durch den Priel in voller Fahrt auf mich zu. Küstenwache. Nun, da ich ihn am wenigsten brauchen konnte, war er da, der Staat. „Was machen Sie da? Wissen Sie nicht, dass man sich hier nicht aufhalten darf? Naturschutzgebiet – streng geschützt!“

Ich gab reumütig den verirrtten Wattwanderer, entschuldigte mich und versprach eine Spende an den Nationalpark. Dass ich in der Hütte übernachtet hatte und ursprünglich noch einige andere Leute dabei gewesen waren, verschwieg ich. Ihr Angebot, mich an Land zu bringen, lehnte ich höflich ab. Nicht weil ich fürchtete, unterwegs im flachen Wasser auf die eine oder andere Leiche zu stoßen.

Ich wollte einfach allein sein und über meine künftigen Möglichkeiten nachdenken. Vielleicht mal was anderes machen als Schule? Leisten konnte ich es mir. Schließlich hatte ich in den letzten Jahren mit Elisas und meinen Ersparnissen Erfolg an der Börse gehabt. Ich marschierte los und winkte den beiden fröhlich zu.